



Cape Cod Morning (1950)

Lawrence Block (Hg.)

NIGHTHAWKS

Stories nach Gemälden von
Edward Hopper

*Aus dem amerikanischen Englisch von
Frauke Czwikla*

DROEMER 

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel
»In Sunlight or In Shadow. Stories Inspired by the Paintings of Edward Hopper«
bei Pegasus Books, New York, N.Y.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.droemer.de**



Zusammenstellung und Vorwort © 2016 Lawrence Block

Burlesque © 2016 Megan Abbott

Die Geschichte von Caroline © 2016 Jill D. Block

Abenddämmerung © 2016 Robert Olen Butler

Was wirklich geschah © 2016 Lee Child

Zimmer am Meer © 2016 Nicholas Christopher

Nachtfalke © 2016 Michael Connelly

Der Vorfall vom 10. November © 2016 Jeffery Deaver

Familiengeschäfte © 2016 Craig Ferguson

Das Musikzimmer © 2016 Stephen King

Der Filmvorführer © 2016 Joe R. Lansdale

Der Prediger sammelt © 2016 Gail Levin

Abends im Büro © 2016 Warren Moore

Die Frau am Fenster © 2016 Joyce Carol Oates

Stilleben 1931 © 2016 Kristine Kathryn Rusch

Abends am Fenster © 2016 Jonathan Santlofer

Die Frau in der Sonne © 2016 Justin Scott

Herbst im Automatenrestaurant © 2016 Lawrence Block

Deutsche Erstausgabe November 2017

© 2017 der deutschsprachigen Ausgabe Droemer Verlag

Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Jutta Ressel

Covergestaltung: NETWORK! Werbeagentur, München

Coverabbildung: akg-images

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: APPL, aprinta druck, Wemding

ISBN 978-3-426-28164-2

INHALT

Lawrence Block
VORWORT: EHE WIR BEGINNEN ...
9

Megan Abbott
BURLESQUE
15

Jill D. Block
DIE GESCHICHTE VON CAROLINE
37

Robert Olen Butler
ABENDDÄMMERUNG
57

Lee Child
WAS WIRKLICH GESCHAH
71

Nicholas Christopher
ZIMMER AM MEER
81

Michael Connelly
NACHTFALKEN
101

Jeffery Deaver
DER VORFALL VOM 10. NOVEMBER
113

Craig Ferguson
FAMILIENGESCHÄFTE
129

Stephen King
DAS MUSIKZIMMER
143

Joe R. Lansdale
DER FILMVORFÜHRER
151

Gail Levin
DER PREDIGER SAMMELT
183

Warren Moore
ABENDS IM BÜRO
197

Joyce Carol Oates
DIE FRAU AM FENSTER
215

Kris Nelscott
STILLEBEN 1931
241

Jonathan Santlofer
ABENDS AM FENSTER
271

Justin Scott

DIE FRAU IN DER SONNE

297

Lawrence Block

HERBST IM AUTOMATENRESTAURANT

305

BILDNACHWEIS

318

Vorwort

EHE WIR BEGINNEN ...

Edward Hopper wurde am 22. Juli 1882 in Upper Nyack, New York, geboren und starb am 15. Mai 1967 in New York City in seinem Atelier in der Nähe vom Washington Square. Die von Leben erfüllten Jahre dazwischen waren äußerst interessant, es ist jedoch nicht meine Absicht, sie hier zu schildern. Dafür empfehle ich Ihnen das Buch *Edward Hopper: Ein intimes Porträt* von Gail Levin.

(Gail, die auch Hoppers Werkverzeichnis betreut hat, zählt zu den Autoren dieser Sammlung. Ihr Beitrag *Der Prediger sammelt* setzt eine außergewöhnliche, wenig bekannte Episode gegen Ende von Hoppers Leben in Literatur um, von der sie aus erster Hand weiß.)

Aber ich schweife ab, und das vermutlich nicht zum letzten Mal. Lassen Sie mich etwas darüber erzählen, wie die Idee für diesen Band entstand und warum eine Reihe renommierter Autoren dazu beigetragen hat.

Im Lauf der Jahre habe ich eine Menge über das Schreiben und die Entwicklung von Ideen geschrieben, weshalb man annehmen sollte, ich wäre in der Lage, den Ursprung dieser speziellen Idee zu benennen. Doch das kann ich nicht. Sie war einfach da – Grundlage, Titel, alles. Und ohne weiter nachzudenken, erstellte ich eine Liste prominenter Autoren, die ich am liebsten zu dieser Party einladen wollte.

Fast alle sagten begeistert zu.

Nicht aus Freundschaft (obgleich ich mit allen befreundet bin). Nicht weil sie nichts anderes zu tun hatten oder so dringend auf die paar Groschen angewiesen gewesen wären, die ich anzubieten hatte. Es lag an der Anziehungskraft Edward Hoppers. Sie alle liebten seine Arbeiten und reagierten darauf in einer Weise, wie sie für Schriftsteller typisch ist.

Positive Reaktionen auf Hoppers Gemälde sind keineswegs ungewöhnlich, weder in Amerika noch sonstwo in der Welt. Doch bin ich mittlerweile zu der Überzeugung gelangt, dass Bücherfreunde und Schriftsteller besonders intensiv darauf reagieren, dass Hoppers Werke all jenen von uns, die Geschichten lieben, besonders viel bedeuten. Ob wir nun unsere Freude daran haben, wenn sie uns erzählt werden oder sie selbst erzählen, wir alle sind potentielle Hopper-Fans.

Aber nicht wegen der Geschichten, die seine Bilder erzählen.

Hopper war jedes Mal bestürzt, wenn seine Arbeiten als Illustrationen abqualifiziert wurden. Wie bei allen anderen abstrakten Expressionisten auch, galt sein Interesse Form, Farbe und Licht, nicht der Bedeutung oder dem Erzählerischen.

Hopper war weder Illustrator noch narrativer Künstler. Seine Bilder erzählen keine Geschichten. Stattdessen vermitteln sie – kraftvoll und unwiderstehlich – den Eindruck, dass sich darin Geschichten verbergen, die nur darauf warten, erzählt zu werden. Er zeigt uns einen Moment, auf die Leinwand gebannt; eindeutig hat dieser Vergangenheit und Zukunft, doch es ist an uns, sie zu entdecken.

Unsere Autoren haben genau das getan, und ich bin von ihren Arbeiten überwältigt. Kurzgeschichten in thematischen Anthologien neigen häufig zu einer gewissen Ähnlichkeit, so dass es oft ratsamer ist, sie in zeitlichen Abständen zu lesen, als eine nach der anderen.

Was hier jedoch nicht der Fall ist. Die Geschichten gehören unterschiedlichen Genres an oder auch gar keinem. Einige entspringen der Leinwand unmittelbar, passen zu dem gewählten Bild. Andere prallen in schiefem Winkel davon ab, verbunden nur durch ein auslösendes Moment. Soweit ich erkennen kann, haben alle Erzählungen nur zwei gemeinsame Nenner: ihre individuelle Vorzüglichkeit und die Quelle Edward Hopper.

Ich glaube, sie werden Ihnen gefallen. Und außerdem können Sie beim Lesen auch noch ein paar ziemlich schöne Bilder betrachten.

Einschließlich »Cape Cod Morning«, unser Bild im Vorsatz, zu dem keine korrespondierende Geschichte existiert. Und daran hängt – beziehungsweise hängt eben nicht – eine Geschichte.

»Cape Cod Morning« war die Wahl eines prominenten Autors und Hopper-Enthusiasten, der die Einladung zur Anthologie annahm, je-

doch mit der Zeit feststellte, dass er nicht in der Lage war, eine Kurzgeschichte zu liefern. So etwas kommt vor, daraus kann man niemandem einen Vorwurf machen.

Aber da standen wir nun mit dem Bild. Die Abdruckgenehmigung hatten wir bereits eingeholt, das hochaufgelöste JPEG bei unserem Mann im Verlag deponiert – der uns freundlich darauf hinwies, dass es keine dazu passende Story zu geben schien.

Ich erläuterte die Umstände, die dazu geführt hatten. »Gut«, meinte unser Mann. »Das Bild ist toll, nehmen wir es als Frontispiz.«

»Hm«, sagte ich. »Aber wir haben doch keine Story.«

»Na und? Dann soll doch jeder seine eigene schreiben.«

Und deshalb, geneigter Leser, haben wir Ihnen ein zusätzliches Bild beschert. Ist es nicht verlockend? Betrachten Sie es, vertiefen Sie sich. Dahinter steckt eine Geschichte, meinen Sie nicht? Eine Geschichte, die darauf wartet, erzählt zu werden ...

Tun Sie sich keinen Zwang an. Aber, tja, erzählen Sie sie nicht mir. Ich bin raus.

Allerdings nicht, ohne noch ein paar Worte des Dankes zu verlieren. An Edward Hopper selbstverständlich, und an die Autoren; ohne seine Bilder und ihre Geschichten hätten wir nichts als leere Seiten und einen Titel.

An Shannah Ehrhart Clarke, die die Bilder aufspürte und die Bildrechte einholte – und diese undankbaren Aufgaben effizient, erfindetisch und mit unerschütterlich guter Laune erledigte.

An Danny Baror, meinen Agenten und Freund, dessen Engagement und Begeisterung für dieses Projekt nie nachließen.

An Claiborne Hancock von Pegasus Books, der rasch das Potential des Buchs erkannte und es – ebenso wie Iris Blasi und Maria Fernandez – leidenschaftlich unterstützte.

Und schließlich an meine Frau Lynne, die seit über dreißig Jahren *mich* leidenschaftlich unterstützt und immer genau weiß, wann sie sagen muss: »Du sitzt ja schon ewig vor dem Bildschirm. Du musst doch erschöpft sein. Warum gehst du nicht rüber ins Whitney und schaust dir ein paar Bilder an?«

Lawrence Block

Megan Abbott Die mit einem Edgar Award ausgezeichnete Schriftstellerin hat bisher acht Romane geschrieben, darunter *Dare Me*, *The Fever* und, kürzlich veröffentlicht, *You Will Know Me*. Ihre Kurzgeschichten erschienen in verschiedenen Sammlungen einschließlich *Detroit Noir*, *Best American Mystery Stories 2015* und *Mississippi Noir*. Zudem hat sie *The Street Was Mine*, eine Studie über Kriminalliteratur und den Film noir, verfasst. Megan Abbott lebt in Queens, New York.



Girlie Show (1941)

Megan Abbott
BURLESQUE

Die hatte die blanken Euter raushängen.«

»Nicht mal was auf den Nippeln?«

»Rot wie 'ne Ampell!«

Pauline hört sie von der Veranda. Bud erzählt ihrem Mann von einem Ausflug nach New York vor ein paar Jahren. Vom Besuch im Casino de Paree.

Ihr Mann redet kaum, während er eine Zigarette nach der anderen raucht und dafür sorgt, dass Bud immer ein frisches Blatz aus dem Kühler neben ihm in der Hand hat.

»Nippel wie Erdbeeren«, sagt Bud gerade. »Aber ihren Tanga hat sie anbehalten. Und ihre Beine hat sie auch nicht gespreizt.«

»Ehrlich?«

»Vermutlich hast du mehr gesehen als ich.«

»Weiß nicht, was du damit sagen willst«, antwortet ihr Mann und schnippt ein Streichholz auf den Rasen.

»Tja.«

Später kommt ihr Mann herein, Wangen wie düstere Flammen.

Am nächsten Tag findet sie ihn in der Küche, die Füße auf dem Tisch. Er arbeitet.

Es ist das erste Mal seit vier Monaten, dass er seinen Skizzenblock herausholt. In letzter Zeit hatte er Pauline immer finster angesehen, wenn sie von der Arbeit in der Werbeagentur nach Hause kam, besonders das eine Mal, als sie den neuen Biberpelzhut trug, den ihr der Mann von Schmitt's Fine Furs wegen der ganzen schweren Arbeit geschenkt hatte.

Doch jetzt zeichnet er fieberhaft, und sie sagt kein Wort und kommt ihm auch nicht zu nah. Sie sind seit vierzehn Jahren verheiratet, sie

kennt all seine Eigenarten und Macken, seine Kanten und weichen Seiten.

»Aber es ist so kalt«, sagt sie.

Das letzte Mal, dass er sie gefragt hat, ist so lange her, dass sie fast glaubt, er würde einen Witz machen.

Er braucht ein Modell.

»Stell dich an den Herd«, sagt er und krempelt bereits seine Ärmel über die Ellbogen. Die aggressive Vene in seinem Unterarm.

Sie geht hinüber zum Kochherd, in die sich kräuselnde Hitze.

Die Erinnerung steigt in ihr auf, es ist ungefähr fünfzehn Jahre her. Der kälteste Januar, den sie jemals erlebt hat. Sie drängt sich gegen den Ofen im Bahnhof, sie spürt etwas Hartes im Rücken. Als sie sich umdreht, sieht sie einen Mann, die Hände tief in den Taschen, die Wangen gerötet.

Sie konnte das Mundwasser in seinem Atem riechen und das Makassar-Öl in seinen Haaren.

Sie war erschrocken, aber er war so hübsch, und sie war siebenundzwanzig, das einzige Mädchen aus ihrer Stadt ohne Ehemann.

Drei Monate später waren sie verheiratet.

Damals hatte sie ihn immer liebevoll *mein Weiberheld* genannt, aber das war lange her.

Den Skizzenblock auf den Knien wartet er, während Pauline ihr Hauskleid abstreift und die Strümpfe hinunterrollt.

Als Letztes die Unterhose, die auf ihre Füße gleitet.

»Du siehst alles, was ich dich nicht sehen lassen möchte«, flüstert sie kehlig. Sie weiß nicht, woher diese Stimme kommt.

Weibliche Pflichten, eheliche Intimitäten sind ihr nie leichtgefallen. Ihre Hochzeitsnacht war ein einziger Schrecken, obwohl sie *Die vollkommene Ehe – Eine Studie zu Physiologie und Technik* gelesen hatte, ein Buch, das ihre Brautjungfer ihr gegeben hatte, die bereits acht Monate verheiratet und, wie sie beim leichten Mittagessen flüsternd über eine Tasse Kaffee hinweg gestand, unten ausgeleierter war als das Rad eines Fuhrwerks.

Pauline war in dem Buch nicht so weit gekommen, wie es angeraten gewesen wäre, oder ihr Latein war nicht gut genug, denn wie sich

herausstellte, kam das, was ihrem frischgebackenen Mann am besten gefiel, erst nach zweihundert Seiten, und die erforderlichen Bewegungen und die Geräusche, die er dabei von sich gab, konnte sie in dem Buch überhaupt nicht finden.

Was ihr gefiel, waren die unbeabsichtigten Momente, häufig Dinge, die sie eher zufällig spürte, während er sie bestieg, die Hände so grob in ihre Schultern gekrallt, dass sie davon blaue Flecken wie Blütenblätter bekam – sie erinnerten sie an gewisse intime Momente, wenn die U-Bahn plötzlich bremste und langsam und bebend zum Stillstand kam.

Nun hat sie alles abgelegt, Kleid, Strümpfe, Schlüpfer, Büstenhalter, und sie steht auf dem Küchenhocker. Sie fragt sich, ob ein sehr großer Mann sie wohl durch die Scheibe über den Küchenvorhängen sehen kann.

»Dreh dich nach rechts.«

Mittlerweile spürt sie das Prickeln der beginnenden Gänsehaut, spürt die Venen in ihren Kniekehlen wie kitzelnde Spinnen.

Sie ist zweiundvierzig, und schon sehr lange hat sie niemand mehr gebeten, sich auszuziehen. (*Wie wäre es mit einem Mittagessen?*, fragt Mr. Schmidt neuerdings bei jedem Anruf. *Ich würde Sie so gern mal mit dem Pelzhut sehen.*)

In der Drehung hebt sie ihre Brüste, auf die sie schon immer stolz gewesen ist. Keine wimmernden Babys haben jemals daran gehangen, noch *baumeln sie wie Hefeklöße*, wie einige ihrer Bekannten vertraulich eingestanden hatten. Einmal hatte Mrs. Bertrand, die Leiterin der Telefonzentrale im Büro, sie gefragt, ob sie Paulines Brüste einmal anfassen dürfte, *nur um sich zu erinnern*.

Sie sieht ihr Spiegelbild im verchromten Toaster und lächelt verstohlen.

Er lässt sie verschiedene Posen einnehmen: die Arme erhoben und ineinander verschränkt wie Marlene Dietrich; mit gespreizten Beinen wie ein Boxer; die Hand auf der Hüfte, die Knie leicht gebeugt wie ein Vorführmodell im Kaufhaus; Hände auf den Hüften wie eine *Mama*, die einem Kind im Kinderwagen etwas zugurrt.

»Wofür ist das eigentlich?«, fragt sie schließlich. Ihr Rücken schmerzt,

ihr Körper kribbelt von Kopf bis Fuß. »Bin ich eine Tänzerin oder so?«

»Du bist gar nichts«, antwortet er kalt. »Aber das Bild wird ›Irische Venus‹ heißen.«

In den Anfangsjahren ihrer Ehe hat sie oft für ihn Modell gestanden, jedoch nur für Auftragsarbeiten. Sie hat als schürzenbewehrte Hausfrau posiert (*Spülhände sind der Tod der Romantik!*), als badende Schöne (*Zehn Pfund mehr haben mein Leben verändert. Niemand möchte ein dürres Mädchen!*), als Sommerbraut, als Brauhausmädels in Lederhosen. Schließlich, als sie begann, mit ihrer Arbeit bei der Werbeagentur, wo sie selbst den ganzen Tag zeichnete (nicht enden wollende Reihen von Damenschuhen, Herrenhüten, Kinderpyjamas), ein regelmäßiges Einkommen nach Hause zu bringen, schlug er vor, ein Mädchen von der Kunsthochschule zu engagieren, doch sie widersprach.

»Sei nicht so eifersüchtig«, sagte er.

»Aber das ist unsere einzige gemeinsame Zeit«, beharrte sie sanft.

Doch dann kam sie eines Abends spät von der Arbeit nach Haus, kurz nach ihrer Beförderung.

Auf seiner Staffelei hing die zerrissene Leinwand, und er blieb bis in der Früh um vier im McCrory. Als er endlich nach Hause kam, wobei er die Milchflaschen vor der Haustür umwarf, machte er unter der Decke ein paar eklige Sachen, bei denen sie erforderlich war. Am nächsten Tag musste sie zum Arzt und innen mit ein paar Stichen genäht werden. Das Schieben durchs Drehkreuz zum Zug ließ sie vor Schmerzen weinen.

Er schwor, dass er sich an nichts erinnern konnte, aber in der Folgewoche engagierte er ein Mädchen von der Kunsthochschule. Sie hatte vorstehende Zähne, aber er sagte, das wäre egal, weil sie immer die Klappe hielt.

In dieser Nacht zeichnet er sie bis kurz vor zwei.

Als sie nach dem Zähneputzen aus dem Bad kommt, liegt er schlafend auf dem Bett, mit angezogenen Schuhen. Die meisten Nächte schläft er auf der Veranda.

Sie schnürt seine Schuhe auf und zieht sie ihm zusammen mit den Socken vorsichtig aus.

Irgendwann in der Nacht muss er seine Hose abgestreift haben, denn kurz vor der Morgendämmerung spürt sie sein nacktes Bein am Rücken.

»Liebling«, flüstert sie.

Er rückt näher an sie heran, die Bettfedern machen peinliche Geräusche.

Sie dreht sich langsam zu ihm um, aber er wendet sich ab. Sie kann es spüren, auch wenn ihre Augen geschlossen sind.

Am nächsten Abend bittet er sie wieder, Modell zu stehen. Er ist so weit, mit Farbe zu arbeiten. Als sie nach Hause kommt, hat er bereits alles vorbereitet, die Farben gemischt und eine neue Leinwand auf die Staffelei gespannt.

Ihre Beine schmerzen noch von gestern Nacht und von der täglichen Arbeit, doch sie spürt die Aufregung in der Brust wie tanzende Motten.

Sie wärmt Kaffee auf dem Herd auf und schiebt den Hocker an seinen Platz unter die elektrische Hängeleuchte.

Er malt sie stundenlang, ihr tut alles weh, ihre Füße sind taub von den Stöckelschuhen, die sie zur Arbeit trägt, der durchdringende Geruch von Terpentin und Leinöl schwängert die Luft.

Er ist vollkommen versunken, sein Gesicht von Stirn bis Kinn vor Konzentration zerfurcht.

Er hat Feuer gefangen.

»Kannst du dich mal dahin drehen?«, fragt er und zeigt mit dem farbverschmierten Daumen die Richtung.

Heute Abend ist es sogar noch kälter, der sechste Abend hintereinander, seit er mit dem Malen begonnen hat. Sie hat sich auf dem quietschenden Hocker beim Drehen in den hohen Absätzen schon einmal an der Hüfte und zweimal an den Beinen am Herd verbrannt.

Beim ersten Mal fliegen ihre Hände zum Mund wie bei einem kleinen Mädchen in einem Comic, oder wie bei einer dieser Frauen auf den Kalendern, die in Als Werkstatt hängen, denen immer die

Röcke hochfliegen, so dass ihre Strumpfbänder wie schwarze Pfeile hervorblitzen.

Er wirft ihr über die Staffelei hinweg einen Blick zu, sagt aber nichts.

Spät, so spät, dass ihr bereits alles weh tut, schlägt er vor, die Sitzung mit einem Glas Old Schenley's zu beenden. Pauline trinkt normalerweise nicht viel, aber nun findet sie, es könnte gegen die Schmerzen helfen.

Er greift nach ihren Füßen und zieht sie auf seinen Schoß. Zunächst begreift sie nicht, was er tut, aber dann nimmt er einen Eiswürfel und legt ihn auf ihren Oberschenkel, wo die beiden Brandwunden grell leuchten.

Auch später noch in dieser Nacht, im Bett, spürt sie etwas. Seine Finger berühren die runzligen Verbrennungen, Finger, kalt vom kühlen Krug auf dem Nachttisch. Und dann beschreiben die Finger immer weitere Kreise, empor an der Innenseite ihres Oberschenkels, zur Mitte aller Dinge. Sie spürt, wie ihre Lippen sich öffnen, ein Seufzer. Die Finger kommen näher und näher, ganz langsam.

In diesem Moment schießt ihr aus dem Nichts ein Bild durch den Kopf, aber es ergibt keinen Sinn: eine dunkeläugige Frau auf der nächsten Bahn im Bowling-Center, die Pauline eine leuchtend rote Kugel entgegenstreckt, die langen Finger der Frau in den Löchern. *Ich habe sie für dich aufgewärmt.*

Am nächsten Tag macht sie früher Feierabend, ein verstohlenes Lächeln im Gesicht. *Da wird er sich freuen, denkt sie. Wir können früh anfangen. Wir können den ganzen Abend arbeiten.*

Als sie kurz nach vier die Küche betritt, entdeckt sie einen Karton auf dem Klapp Tisch. Ihr Lächeln wird breiter, als sie den Deckel abnimmt und das Seidenpapier zurückschlägt. Darin liegen ein paar grüne Slipper mit winzigen Goldabsätzen. Sie drückt einen ans Gesicht, er fühlt sich beinahe an wie Satin, obwohl sie weiß, dass das nicht sein kann. Das Etikett innen beschreibt die Farbe als *absinthe*.

Sie sind zwei Nummern zu klein, aber das wird sie mit keiner Silbe erwähnen.

»Du«, sagt sie, als er nach Hause kommt, und küsst ihn auf die Wange. »Du.« Sie hat ihm seinen Lieblingsrindfleischartopf gekocht, mit jeder Menge Worcestersoße.

Er sieht sie seltsam an, deshalb weist sie nach unten auf ihre Füße und schlägt die Hacken zusammen wie Dorothy.

Er wirkt irgendwie überrumpelt. Vielleicht hat er sie ja damit überraschen wollen, wenn sie sich auszieht, denkt sie und errötet insgeheim.

An diesem Abend möchte er früh Schluss machen. Er sieht die ganze Zeit auf ihre Slipper. Schließlich bittet er sie, wieder ihre Büroschuhe anzuziehen.

»Die Wölbung ist besser«, sagt er. »Ich weiß, wovon ich rede.«

Er probiert es eine Zeitlang, aber es funktioniert nicht.

Er sagt, das Rot ist falsch. Dass er es neu anmischen muss oder morgen in den Laden gehen, oder vielleicht kann sie ja von der Arbeit Zinnober mitbringen.

Dann zieht er sein Sakko an und sagt, er trifft sich mit den Jungs, um »über Geschäfte zu reden«, was heißt, dass sie hinter der Metzgerei Schnäpse kippen wollen.

Ehe er geht, verhängt er die Leinwand mit demselben alten schäbigen Musselin, den er immer benutzt. Sie darf sich das Bild nie ansehen, nicht bevor es fertig ist.

Aber sein Skizzenblock liegt auf dem Küchentisch. Er ist nicht abgedeckt, und sie hat auch nie etwas von irgendwelchen Regeln dazu gehört. Sie hebt das Deckblatt und wirft einen Blick auf die erste Zeichnung, die schimmernden Farben der Dixon-Stifte, die sie auf sein Geheiß immer aus dem Büro mitgehen lässt.

Sie zeigt eine Frau auf einer dunklen Bühne, beleuchtet von Scheinwerferlicht. Im Orchestergraben unterhalb sitzt mit abgewandtem Gesicht ein ausgemergelter Schlagzeuger. Die mit Kohle gezeichneten Figuren mehrerer Männer in der ersten Reihe, die mit gierig in den Nacken gelegten Köpfen wie Küken zu ihr hinaufstarren.

Sie ist nackt, abgesehen von einem schmalen, winzigen blauen Stück Stoff, viel zu schmal, um als Unterhöschen durchzugehen.

Sie ist nackt, und sie stellt ihre Nacktheit zur Schau, ein kastanien-

braun schimmernder Bob, ein cremig rosafarbener Körper, volle, straffe Brüste, die Arme erhoben gleich einem Vogel mit gespreizten Schwingen, ein langer blauer Umhang weht hinter ihr her. Beine und Füße sind noch nicht ausgeführt, aber sie kann die Kohlelinien sehen, den starken Schwung der Beine, eine schwache Andeutung gespannter Haut entlang der rechten Hüfte.

Das Gesicht des zurückgeneigten Kopfs trägt einen Ausdruck, den Pauline erkennt, aber nicht zu benennen vermag.

»Meine Güte, das ist ja was«, flüstert sie vor sich hin. »Ich sehe aus wie eine Königin.«

Sie ist keine Närrin. Sie weiß, dass es um Buds Geschichte geht, um die Tänzerin mit den Nippeln wie Erdbeeren, die er gesehen hat. Vielleicht sollte sie daran Anstoß nehmen, wie ihre Mutter es vermutlich getan hätte oder die Bibelgemeinde daheim. Früher hätte es sie vielleicht traurig gemacht. Doch heute nicht.

Es lässt sie an Dinge denken, an die sie sehr lange nicht mehr gedacht hat. An damals, sie war sieben oder acht, als sie im Garderobenschrank ihres Vaters nach seiner Schuhbürste suchte. Auf Zehenspitzen hatte sie in die oberste Schublade gelangt und die glatte Oberfläche eines Fotos ertastet. Sie riss die Schublade weiter heraus, und es flatterte zu Boden, das kolorierte Foto einer jungen Frau, gewunden um einen langhalsigen Schwan, nackt, abgesehen von ihren roten Locken, die bis zu den vollkommenen weißen Zehen reichten. Sie hatte damals zum ersten Mal ein anstößiges Bild gesehen und ebenfalls zum ersten Mal etwas über gewisse Details eines Frauenkörpers, eines erwachsenen Frauenkörpers, gelernt. Dieses flammende Rot zwischen ihren Beinen.

Ihre Mutter ertappte sie dabei und verdrosch sie mit ihrer Haarbürste.

Sie hat schon seit langer Zeit nicht mehr an dieses Bild gedacht, hatte es in einer Schublade in ihrem Hinterkopf abgelegt und die Lade verschlossen.

Am nächsten Tag geht sie in ihrer Mittagspause in das Kaufhaus mit den kostspieligen Schaufensterdekorationen. Meistens kauft sie ihre Sachen bei Woolworth mit den Hühneraugenpflastern und Strumpf-

gürteln in den Auslagen. Aber gelegentlich, besonders zu den Feiertagen, schaut sie hier herein, um einen Blick auf die verschwenderisch dekorierten Glasvitrinen zu werfen, insbesondere in der Kosmetikabteilung, wo die Wände mit rosa Damast bespannt sind und Parfüm in farbigen Glasflakons und an Schneebälle erinnernde Puderquasten verkauft werden.

Während sie vorbei an den wie Schmuckschatullen schimmernden Vitrinen durch die Gänge geht, denkt sie an die Frau aus der Zeichnung ihres Ehemanns, deren stolz erhobenes Kinn, deren Beine, die an Lilien erinnern, doch tausend Mal stärker sind.

Die Verkäuferin hinter dem Tresen winkt sie heran, in der Hand ein winziges rosafarbenes Fläschchen.

»Das lässt die Zeit verschwinden«, sagt sie und reibt mit kreisenden Bewegungen Paulines Hände ein, bis sie sich anfühlen wie warme Seide und sie sich vorstellen kann, wie sich das weiche Innere eines Pelzmuffs anfühlt.

Einige Augenblicke später in der Damentoilette im dritten Stock windet und schlängelt sich Pauline hinter der hölzernen Kabinentür, um ihr Kleid ein Stück hinunterzuschieben.

Gemächlich tupft sie die Lotion auf ihre Schlüsselbeine, ihren Brustkorb, die Brüste – gleitet mit der Hand darunter her, betupft ihre Nippel. Plötzlich ist der Duft zu viel, macht sie benommen. Sie muss sich setzen und bis hundert zählen, ehe sie zurück zur Arbeit geht.

Später, sehr viel später, der Himmel hinter dem Küchenfenster pechschwarz, hält er einen Moment bei der Arbeit inne und sieht sie über die Leinwand hinweg an.

»Was würdest du machen?«, fragt er abrupt.

Sie lässt die Arme fallen, ruht sie aus. »Was machen?«

»Wenn Männer dich so sehen könnten«, sagt er, sein Ton ist plötzlich angespannt wie eine Schraube. »Würdest du dich wirklich so hinstellen? Sie wirklich alles sehen lassen? Einfach so?«

Sie weiß, dass es keine Fragen sind, und sie hütet sich zu antworten.

Schweigend klettert sie vom Hocker, holt zwei Bierdosen aus dem Kühlschrank und reißt sie auf.

Beide trinken gierig, dann stellt sich Pauline wieder auf den Ho-

cker. Der Duft des Parfüms vom Nachmittag ist noch immer kräftig, und sie ist nie glücklicher gewesen.

Morgens findet sie ihn am Küchentisch, eine Bromo Seltzer vor sich, sein Blick düster.

Die Staffelei steht mitten in der Küche, er starrt sie an.

»Irgendwas ist falsch«, sagt er. »Ich hab es eben erst bemerkt.«

»Falsch?«, fragt sie.

»Das Bild«, sagt er, den Blick starr darauf. »Sie ist völlig falsch.«

An diesem Abend gibt es kein Modellstehen, am nächsten auch nicht.

Samstags spielt er Karten im Veteranenheim, ist aber vor Mitternacht zurück.

Sie findet ihn auf der Veranda inmitten seiner auf dem Boden verstreuten Skizzen. Größtenteils sind es Details: ein halbes Dutzend ihrer Beine, die sanfte Wölbung ihrer Wadenmuskeln, das Ergebnis der Sommer ihrer Jugend, in denen sie auf der Farm ein Stück die Straße hinunter die Kühe gemolken hat.

»Ich hab heute Abend einen Typ kennengelernt«, sagt er, ohne aufzusehen. »Er ist neu, arbeitet in der Stadt. Er sagt, er hat dich gesehen, wie du diese Woche mit einem Kerl im Barrowman Hotel in der Innenstadt zu Mittag gegessen hast. Meinte, es hätte echt lauschig aussehen.«

»Davon habe ich dir erzählt«, sagt sie, um einen ruhigen Ton bemüht. »Das war ein Arbeitsessen. Er ist unser neuer Drucker.«

Mit einer geschmeidigen Bewegung verpasst er ihr eine Ohrfeige. Das Klatschen dröhnt wie der Aufprall des Schlägers auf den Ball.

»In deinem Bett ist es verdammt kalt, meine Süße«, sagt er schwer atmend. »Und dein Sonntagsbraten hat noch nie geschmeckt.«

Am nächsten Tag gibt es Nelken.

Er arbeitet wieder an dem Gemälde, sagt aber, dass er sie nicht länger benötigt. Von der Kunsthochschule kommt ein Mädchen, es kostet nur einen Vierteldollar die Stunde.

Am Montag kurz nach Sonnenaufgang betritt sie die Küche, den Blick auf die Staffelei fixiert, die unter dem abgewetzten Tuch geradezu geisterhaft wirkt.

Sie schleicht über die Fliesen und reißt, ohne zu zögern, den Überwurf herunter.

Zuerst glaubt sie, etwas sei furchtbar schiefgegangen. Sie tastet in der dämmerdunklen Küche nach Streichhölzern, entzündet eines und hält es vor die Leinwand.

Was ist das, denkt sie.

Es hat nichts mit der Skizze zu tun. Ja, es ist eine Frau, nackt, auf einer Bühne. Die Pose ist dieselbe, aber anders. Alles ist anders. Das Gefühl ist anders.

Anstelle des kastanienroten Bobs eine lange hennagefärbte Mähne, steif wie eine Perücke. Der cremig-rosige Körper ist kreidiger, Füße und Beine ähneln der Skizze überhaupt nicht. Sie sind schmal, spindeldürr, die Hüften wirken geprellt. An den Füßen sitzen Knöchelriemenpumps mit Blockabsätzen, stahlblau, passend zum Schal der Frau.

Statt der großen, aber straffen Brüste, auf die sie so stolz ist, stehen diese hervor wie Vorsprünge, klein und kegelförmig mit grellroten Nippeln, wie Spitzhüte von Zirkusclowns.

Und erst das Gesicht. Sie kann den Blick nicht von diesem Gesicht lösen. Aus der Distanz wirkt es fast verschwommen. Wenn sie näher herangeht, werden die Züge härter, die Lippen sind kräftig rot geschminkt, auf den Wangen Rouge, auch das wie bei einem Clown.

»Ich habe meine Briefftasche verloren«, sagt er, als er abends nach Haus kommt.

Aus seiner linken Hosentasche hängt das Futter wie bei einem Säufers im Comicstrip.

»Wo bist du gewesen?«, fragt sie. Die verkochten Spaghetti stehen kalt auf dem Herd. »Wo bist du den ganzen Tag und die ganze Nacht gewesen?«

»Auf Arbeitssuche. Hab mich mit dem Typ getroffen, dem das Alibi Lounge gehört. Er meint, ich könnte vielleicht an die hintere Wand ein Bild malen.«

»Hast du sie dort verloren?«, fragt sie. »Die Briefftasche?«

»Nein«, sagt er und behauptet, es wäre vermutlich auf dem Heimweg entlang der Bahnschienen passiert. »Wie so ein Landstreicher.«

Der harte Klang seiner Stimme bringt sie zum Schweigen. Er gießt sich ein Glas Milch ein und trinkt es an der Spüle. Als er hinter ihr vorbeigeht, riecht sie etwas, das ihr nicht gefällt. Es ist kein Schnaps.

Er tritt gerade aus einem Tabakladen, als sie ihn sieht. Sie hat nicht die geringste Ahnung, was er tagsüber in der Stadt macht, und noch dazu ohne Vorstellungsmappe.

Sie ist in der Druckerei gewesen und muss eigentlich zurück ins Büro, doch stattdessen folgt sie ihm, als er sich in Richtung Westen wendet.

Sie hat Mühe, ihn inmitten der Menschenmenge, des Hupens der Autos und der schreienden Zeitungsjungen nicht zu verlieren.

Das Theater ist eines von diesen kleinen aus rotem Backstein mit geschwärzten Scheiben.

Nippel wie Erdbeeren. Aber ihren Tanga hat sie anbehalten. Und ihre Beine hat sie auch nicht gespreizt. Das hat sie Bud zu ihrem Mann sagen hören. Und das beleidigende *Vermutlich hast du mehr gesehen als ich.*

Ohne nachzudenken huscht sie hinein.

Ein großes Plakat kreischt sie an: *FRISCH AUS DEM WESTEN: RONDELL BROTHERS' BURLESQUE SHOW. Eine musigeile Revue mit der Perle von Shanghai und Concha, der Schlangenfrau! Täglich! Ohne Unterbrechung!*

Und darunter ein Spruchband: *Jeden Dienstag: Die irische Venus!*

Daneben das Bild einer rothaarigen Schönen, die sich aus einer Muschel erhebt.

Sie steht draußen in der Gasse abseits des Gewimmels und denkt nach, während sie zwei Zigaretten raucht.

Ein großer Mann lungert an der Kasse herum. Vielleicht starrt er sie an.

Pauline dreht ihm den Rücken zu; im selben Moment ruft er auch schon: »Hey, Süße!«

»Haben Sie mal Feuer?«, erklingt eine weibliche Stimme, und als Pauline sich umdreht, sieht sie eine Frau, die vom Bühneneingang am

Ende der Gasse auf sie zukommt. Etwas an der Art, wie sie sich bewegt, dem blassen ausgestreckten Arm, den schlanken Beinen und leuchtend blauen Schuhen kommt ihr bekannt vor.

»Kennen wir uns?«, hört Pauline sich fragen.

Die Frau schiebt ihre Hutkrempe mit einem lackierten Finger hoch und beugt sich über Paulines brennendes Streichholz.

Das dunkelrote Haar, das auf dem Bild so ordinär wirkt, leuchtet lebhaft. Ebenso lebhaft leuchtet das Gesicht, alles andere als ein Kohleleck.

»Die irische Venus?«, fragt Pauline.

Die Frau grinst. »Sie können Mae zu mir sagen.«

Der große Mann, der an der Kasse herumlungert, steht nun am Fuß der Gasse. Er starrt sie an.

»Der Mann da«, sagt Pauline.

Mae nickt. »Ein ganz übler Typ. Hat mich einen Abend so brutal angetatscht, dass ich noch zwei Wochen blaue Flecken hatte.«

Sie geht auf ihn zu. »Ich sehe Sie, Mr. McGrew«, ruft sie, die Hand um den Mund gewölbt. »Lassen Sie ihn in der Hose. Wenn ich Wade hole, haben Sie hinterher nicht mal mehr 'ne Zunge zum Hecheln.«

Der Mann wird blass und flitzt davon wie ein Taschenkrebs.

»Wer ist Wade?«

Mae winkt sie zur Einmündung der Gasse und zeigt auf ein Paar Würfel auf dem Boden. Oder sind es weiße Kragenknöpfe?

Pauline beugt sich vor. Sie hat so etwas schon mal bei einem Boxkampf gesehen. Der bleiche Mittelgewichtler, sein Mund wie ein roter Springbrunnen, Zähne, die durch den Ring flogen.

Mae rückt näher. Einer davon ist ein Backenzahn.

»Er hat immer eine Zange im Gürtel«, sagt Mae.

Pauline fragt sich, wo sie hier ist.

Erneut taucht der Mann unten an der Gasse auf.

»Wade!«, ruft Mae durch den offenen Bühneneingang. »Wade, der Bingobub ist wieder da.«

Pauline sieht Mae an.

»Vielleicht sollten Sie lieber mit reinkommen«, sagt Mae.

Hinter der Bühne riecht es stark nach Rauch, altem Kaffee und einem Hauch Sauerkraut.

»Greta kocht das immer an kalten Tagen«, erklärt Mae mit einem Augenzwinkern. »Man kann einen Kraut aus Yorksville holen, aber nicht das Kraut aus ihr.«

Pauline kann sie über die Basstrommel und das Johlen auf der anderen Seite des großen Vorhangs kaum verstehen. Der Brokat ist so abgewetzt, dass er wirkt, als würde er ihr unter den Fingern zerbröseln.

Rasch schieben sie sich an einer Reihe offener Garderoben entlang, an Netzkleidern, die über Heizstrahlern trocknen, Stapeln von benutzten Kaffeetassen, Handtüchern mit Make-up-Flecken, geisterhafte Überreste geschminkter Gesichter, achtlos über Klappstühle geworfen.

In einer Nische reibt ein Mädchen im goldenen Kimono eine ein Meter achtzig große Blondine mit etwas aus einer Flasche ein, verwandelt ihre grobe, geäderte Haut sekundenschnell in einen Satintint.

In einer anderen Ecke sieht Pauline zwei langbeinige Mädchen mit identischen steifen, blonden Dauerwellen die grünen Federn an ihren Kostümen richten.

»Maes Mama kommt und holt sie zurück nach Kansas«, murmelt eine der beiden mit einem Blick auf Pauline. »Will ihre Muschi wohl Mores lehren.«

Pauline will etwas sagen, doch Mae zieht sie weiter. »Gib den beiden Paradiesvögeln bloß keinen Zucker. Bei denen beiden holt man sich schon vom Hingucken die Maul- und Klauenseuche.«

Ihr Ziel ist eine winzige Garderobe mit zwei Schminktischen, die Luft so stickig von Puder, Pfannkuchen und Parfüm, dass Pauline kaum atmen kann.

»Kommen Sie«, sagt Mae und deutet auf einen Schemel. »Cleo hat wieder mal Pech gehabt, ein Schlangenbiss, deshalb bin ich heute solo.«

Sobald sie sitzt, bekommt Pauline wieder Luft, und sie fragt sich, was sie eigentlich hier macht. Von der Bühne klingt eine klagende Trompete, und plötzlich hat sie Angst, in Tränen auszubrechen. Sie ballt die Fäuste und reißt sich zusammen. Verweigert sich.

Mae beobachtet sie die ganze Zeit und hat sich vermutlich schon alles zusammengereimt.

Im weichen Licht der Spiegellampen schimmert ihr Haar noch faszinierender, ist goldgesprenkelt. Und als sie sich vorbeugt, um ihre zweifarbigen Stöckelschuhe abzustreifen, an denen Straßenschmutz klebt, kann Pauline nicht anders, als ihre glatten, seidigen Beine zu bemerken.

»So. Du hast also deinen Kerl verfolgt.«

Pauline schweigt, sucht nach etwas, das sie anstarren kann, heftet den Blick auf das Paar Schuhe, das neben Mae auf dem Boden steht. Sie sind noch in der Schachtel. Pauline weiß, wie sie aussehen, noch ehe sie den Arm ausstreckt und das Papier zurückschlägt. Absinthgrün.

»Ah«, sagt Mae, die Paulines Blick auf die Schuhe verfolgt. »Der ist es also.«

Pauline nickt.

»Der ist ein richtiger Romeo. Die hat er mir auch geschenkt«, sagt sie und weist mit dem Kopf auf eine große herzförmige Pralinen-schachtel, die auf ihrem Schminktisch steht.

Pauline nickt wieder, greift nach der Pralinen-schachtel und betrachtet sie. Sie wundert sich über die fehlende Reaktion in ihrem Inneren. Ihr ist nicht mehr nach Weinen. Etwas anderes passiert.

»Wie dem auch sei«, sagt Mae. »Er hat nichts erreicht.«

»Schon gut«, sagt Pauline und streichelt geistesabwesend die Pralinen-schachtel.

»Er ist zu Cleo weitergezogen. Die ist an Schlangen gewöhnt.«

Pauline nestelt an dem Pralinenherz herum und bringt kein Wort heraus. Das *Wumm-schsch-wuuuum* der Trommeln hallt in ihrem Kopf.

Mae sieht sie an, verzieht kurz den Mund, dreht sich dann zum Spiegel und beginnt, ihr Gesicht zu schminken. Sie taucht einen Finger in ein Töpfchen blaurotes Rouge und verteilt es mit kreisenden Bewegungen auf ihren Wangen, lässt sie auflodern.

»Hey«, sagt sie und zeigt mit einem roten Finger auf die Pralinen-schachtel. »Gibst du mir eine? Ich bin halb verhungert.«

Pauline stellt die Schachtel auf ihren Schoß. MADAME COUS CRÈME BON-BONS. Das Innere ist mit korallenfarbenem Satin aus-

geschlagen, und in der geöffneten Schachtel findet sie ein Dutzend verschiedene Variationen, schimmernde Kugeln in strahlendem Rosa, glänzendem Weiß, mit Blattgold und Streuseln verziert.

»Bedien dich«, sagt Mae. »Nach dir, Süße.«

Ein Bissen – und es gibt für beide kein Halten mehr.

Schimmernde Maraschino-Füllung, zungenschmeichelnde Creme, Nougat wie Meerscham, nasekitzelnde Liköre aus Mandel, Bitterorange, Aprikose.

Aneinandergedrängt und kichernd wie zwei kleine Mädchen in der Kirche, essen sie jede zwei Stück, dann noch zwei. Pauline hatte nie etwas Ähnliches gekostet.

»Als ich sieben war, hat mich ein Mädchen dabei erwischt, wie ich eine Schachtel Baisers im Billigladen geklaut habe«, sagt Pauline. Sie hatte noch nie jemandem davon erzählt. »Sie hat versprochen, mich nicht zu verpetzen, wenn ich sie mit ihr teile.«

Pauline erinnerte sich daran, an das sommersprossige Mädchen mit den knochigen Knien. Sie versteckten sich unter dem Tisch mit den ausgestellten Beinen in der Strumpfwarenabteilung und aßen die ganze Schachtel auf. Die Papierchen steckten sie in die Hauspantoffeln. Die künstlichen Beine über ihnen, die Süßigkeiten, es war Zucker und Magie.

Mae leckt lächelnd ihren Zeigefinger und Daumen ab. »Geteiltes Leid ist halbes Leid.«

Pauline grinst.

»Nimm dir noch eine Praline«, sagt Mae und hält ihr die Schachtel hin. »Oder was du magst.«

Die Süße macht sie betrunken, lässt sie alles andere vergessen. Vielleicht liegt es am Rum und den Likören in den Pralinen, vielleicht auch einfach an Mae, die ihre geschwungenen weißen Beine nun auf Paulines Schoß drapiert hat und mit zurückgeworfenem Kopf lacht. Ihr Mund ist rot und üppig wie eine dieser Kirschpralinen.

»Mae«, sagt Pauline, »würdest du mir einen Gefallen tun?«

Mae sieht sie an und sagt: »Klar.«

»Du könntest Schwierigkeiten bekommen.«

»Was du nicht sagst.«

Sie lachen.

»Nimm dir noch eine Praline«, sagt Mae. »Oder was du magst.«

Alles auszuziehen ist einfach. Einfacher als in der Küche, wenn er dabei zusieht.

Sie müsste eigentlich frieren ohne das auf den Boden geknüßte Kleid, aber sie tut es nicht.

Pauline hat den Fuß auf den Schminktisch gestellt, und Mae rollt ihr die Strümpfe herunter.

»So, das ist der erste Trick, den ich gelernt habe«, sagt Mae und taucht zwei Finger in den Tiegel mit rotem Rouge. Sie beugt sich vor und betupft Paulines Nippel. »Das lieben sie.«

Pauline verschluckt ihre Praline.

»Du bist ja süß«, sagt Mae, die mittlerweile das Rouge verreibt, zu kleinen Rosen reibt. »Windest dich wie ein Nerz.«

Es fühlt sich warm und süß an, wie die Pralinen, die mittlerweile vielleicht schon zu lange unter den Lampen stehen.

Mae zeigt auf den pockennarbigen Spiegel, in dessen Ecke ein cremiger Daumenabdruck prangt.

Ihre geschminkten Brüste in den Händen wiegend, betrachtet sich Pauline und lächelt.

Das Kostüm besteht nur aus einem zarten, pfauenblauen, paillettenbesetzten Netzteil zwischen ihren Beinen. Es bedeckt sie grade so.

»Ich würde für dich noch Plüsch vorne draufmachen«, flüstert Mae, während sie die Pailletten glatt streicht. »Wenn wir mehr Zeit hätten.«

Pauline blickt hinunter auf Maes rote Mähne, auf ihre Finger, die sich an Paulines Hüften, zwischen ihren Beinen zu schaffen machen.

Unerklärlich, ihr stockt für eine Sekunde der Atem.

»Und das wirst du brauchen, wenn du nicht in der grünen Minna landen willst«, sagt Mae, drapiert einen Umhang aus Pfauenfedern um Paulines Schultern und bindet ihn am Hals zu.

»Ich bin schlimmere Kälte gewöhnt«, sagt Pauline.

Mae sieht mit einem trägen Lächeln zu ihr auf und zwinkert ihr zu.

Sie stehen im kühlen Dunkel der Kulissen, die Musik ist so laut, dass Paulines Füße in den absinthgrünen Pumps vibrieren.

Mae hat den Kopf durch den Vorhang gesteckt.

»Ist er noch da?«, fragt Pauline.

Mae nickt. »Ich hab mit den Jungs im Graben geredet. Sie geben dir fünfzehn Sekunden pure Muschi. Nicht länger, sonst wacht der Manager auf und schmeißt dich raus.«

»Okay«, sagt sie, obwohl sie keine Ahnung hat, was Mae damit meint. Sie weiß nur, dass ihr gesamter Körper angespannt ist, eine Sprungfeder bereit zum Sprung.

»Du bist schon so nackt wie ein Ei ohne Schale, also stolzier einfach daher wie ein Revuegirl, verstanden?«

Pauline nickt.

»Schwing ein bisschen die Hüften und schmeiß ein paarmal die Beine hoch. Und behalt das an«, flüstert Mae, während sie den Umhang fester um Paulines bebende Schultern schlingt. »Sonst berechnen dir die Bullen zwölf Dollar.«

Pauline tritt auf die Bühne, die nicht größer ist als ein Boxring.

Sie macht ein paar Schritte und hat sich nie nackter gefühlt.

»Los, weiter, Süße«, zischt Mae aus den Kulissen.

Die Scheinwerfer sind heißer, als sie sich jemals vorgestellt hat, und durch den verrauchten Dunst kann sie die Ghule nicht erkennen; so nennt Mae sie (*die Ghule wollen einfach nur was Rosiges sehen*).

Unvermittelt setzt die Musik ein, und der Scheinwerfer richtet sich auf sie, und sie sieht sich selbst.

Ehe sie sich versieht, bewegt sie sich, ihre Schenkel reiben aneinander, die Federn kitzeln sie an Hals, Armen und Hüften.

Zum schleppenden Klang des Horns paradiert sie über die Bühne, löst die Bänder des Umhangs, reckt die Brüste vor.

Ihre Körper schlägt Funken, ihre Nippel leuchten rot wie American Beauties, rosenrot.

Ihr Kinn ist hoch erhoben, so hat sie sich noch nie gefühlt, ihre Haut heiß und überwältigend.

Schrille Pfiffe ertönen, ein paar Anfeuerungsrufe, rauhes Gelächter, lärmende Freude.

Ihre Augen haben sich angepasst, jetzt kann sie die Männer sehen, die meisten nur verschwommen, aber sie sind da.

Da ist er, denkt sie. Und ja, da ist er, in der ersten Reihe, neben dem hohlwangigen Schlagzeuger in Hemdsärmeln, genau wie auf dem Bild.

Mit feuerrotem Gesicht, die Augen weit aufgerissen, schreit er ihren Namen, immer lauter und lauter.

Pauline, was fällt dir ...

Jetzt ist er aufgesprungen.

Pauline!

Die Posaune schiebt voran wie eine Schleuder, und sie dreht sich, tanzt ein paar schleifende Schritte, dreht eine letzte Runde über die Bühne, und der lockere Umhang flattert hinter ihr wie Pfauenflügel.

Ihr Blick gleitet über einen Mann in der ersten Reihe, der unter seiner Bonbontüte an sich herumfingert, ihr zeigt, was er tut, sich ihr zeigt, das fleischige Päckchen in seiner offenen Hose.

Schon fast in den Kulissen beobachtet sie heiter und kühl lächelnd, wie ihr Ehemann sich den Kerl greift und ihm den Hemdkragen zerreißt.

Innerhalb von Sekunden greift ein großer Mann in Hemdsärmeln ein, hebt ihren Mann auf wie ein Taschentuch. Zerknüllt ihn.

Wade, denkt sie. *Ach je.*

Die Musik taumelt dem Ende entgegen, und sie dreht sich um, schwenkt ein letztes Mal die Hüften, reißt ein Bein hoch, ehe sie durch den Vorhang verschwindet.

Pauline, deren Körper noch immer heiß glüht, läuft durch die Kulissen, vorbei an der großen Blondine, die mit einem Wikingerhelm auf dem Kopf und tanzenden Troddeln auf die Bühne gleitet.

»Wade will's ihm zeigen«, ruft eines der grün gefiederten Mädchen und stößt auch schon die Tür zur Gasse auf. »Los, kommt, es gibt was zu sehen.«

Pauline läuft zu ihr hinüber und sieht über ihren Kopf hinweg, wie der Mann in Hemdsärmeln ihrem Ehemann einen Schwinger verpasst.

Sie betrachtet das kleine, zornige Gesicht ihres Mannes, und einen Moment lang tut er ihr leid.

»Pauline«, schreit er, als er sie bemerkt. »Pauline, was hast du mir angetan?«

Doch sie wendet sich bereits von der Tür ab, rupft dabei dem Mädchen eine Schwanzfeder aus.

Langsam, mit klickenden Absätzen, geht sie hinter die Bühne, in Richtung des rosa Schimmerns aus Maes Garderobe.

Die Tür steht halb offen, und sie sieht einen langen, frisch gepuderten Arm herabbaumeln, hört dieses weiche, flammenhaarige Ding ihren Namen rufen.

Pauline tritt ein und schließt die Tür.